

Adolf Endler



Kleiner kaukasischer Divan
Von Georgien erzählen

Wallstein

Adolf Endler
Kleiner kaukasischer Divan

Adolf Endler
Kleiner kaukasischer Divan
Von Georgien erzählen

Herausgegeben von
Brigitte Schreier-Endler



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

<i>Howhannes Tumanjan</i> Georgien	8
---	---

Erstes Buch

Zwei Versuche, über Georgien zu erzählen

I Von Georgien erzählen	12
II Aus Blättern über Tbilissi	70
Zum Schluß	129
III Robakidse. Später Nachtrag zu einem Reisebuch . . .	132

Zweites Buch

Abschied vom alten Tbilissi

26 Beispiele georgischer Poesie & 1 Aufsatz

Vorbemerkung	155
I Zwei schwarze Drosseln	160
<i>Teimuras I.</i>	
Gespräch zwischen dem Wein und dem Mund . . .	161
<i>Wachtang VI.</i>	
Tbilissi	163
<i>Dawit Guramischwili</i>	
Von der Unzufriedenheit Dawit Guramischwilis mit der Welt	164
Dawit Guramischwilis Epitaph	169
<i>Arutin Sajat-Nova</i>	
Nicht einen einzgen Fluch	170

<i>Volkspoesie</i>	
Der Traum	171
Das Gedicht	174
Du meine große Hoffnung	176
<i>Bessiki</i>	
Ihre Augen	177
Die schlanke Gestalt	178
In den Trauergarten ging ich	180
Der Ausgeschlossene	182
II Abschied vom alten Tbilissi	184
<i>Ilia Tschawtschawadse</i>	
An die Berge von Kwareli	185
Seit ich mich um dich Sorge	187
Pariser Kommune	188
<i>Valerian Gaprindaschwili</i>	
Jene, sie	189
Der Rioni	191
Die Revolution	193
<i>Alexandre Abascheli</i>	
Meine Großmutter	195
<i>Iosseb Grischaschwili</i>	
Triolette auf dem Scheitanbasar	197
Die Tatarin von der Subsarkis-Kirche	199
Abschied vom alten Tbilissi	200
<i>Galaktion Tabidse</i>	
I. A.	202
Pfirsichblüten	203
Schnee	205
<i>Paolo Iaschwili</i>	
Brief an die Mutter	207
III Vorläufiger Versuch über die ältere georgische Poesie	210

Editorische Notiz	245
Dank	249
Personenregister	251
Sach- und Ortsregister	265

Georgien

Georgien, meine Liebe du! O zeig
Mir deine Seele ganz, erwählt und schlicht.
Sieh, wie ich Beter mich vor dir verneig,
O meine Schwester du und holdes Licht!
Sieh die zwei Feuer edle Leidenschaft
Und Zartsinn in mir, zweier Flammen Kraft.

O alle Macht der Liebe, die ich hab,
Sie sucht dein Herz und deines Herzens Grund.
Find ichs in einer Schrift auf altem Grab?
Im Feuerglanz des Blicks? Sagts mir dein Mund?
Was überwiegt: die Glut, die in dir kreist?
Es überwiegt der hehre, reine Geist?

In deiner Hand das heilige Kreuz, nie fand
Ich irgendwo ein Kreuz wie dieses blühn.
Der Rebe gleicht, dem Wein in diesem Land,
Georgiens Kreuz wird immer wieder grün –
Symbol, in dem sich Glück und Leid vereint,
Der Tag, der leuchtet, und die Nacht, die weint.

Doch ach, der Trauertücher Schwarz versteckt
Dein Festgewand, das goldne, sonnengleich.
Das Gold, es schimmert? Rasch ist es bedeckt.
O schwarzes Tuch! O Lippen, stumm und bleich!
Die Wolken hüllen Täler ein und Höhn.
Zeig deine Seele ganz, erwählt und schön!

Wie gern zerisse ich – wie gern! wie gern! –
Die langen Schatten über deinem Tal,
Daß mir Georgien wie ein heller Stern,
Wie ungetrübtet feinstes Gold erstrahl!
Zeig deine Seele mir, wie Gott sie fand,
Als er es schuf nach seinem Traum, dies Land.

Howhannes Tumanjan (1918)
Nachdichtung: Adolf Endler

Erstes Buch

Zwei Versuche,
über Georgien zu erzählen

I Von Georgien erzählen

»... ein kleiner Vogel ruhte sich bei uns auf dem Deck aus, aß Brotkrumen und trank Wasser aus einem Teller. Gegen Abend verließ er uns wieder und flog geradewegs nach Osten. Ich bat ihn, die kaukasischen Berge zu grüßen, das wilde Gestrüpp an den Flüssen, wo der Tiger seinen Durst löscht, die Stadt Tiflis und die schönen Frauen Tscherkessiens.«

Hans Christian Andersen

Es roch nach Benzin und Frühsommer in Kutaissi, der großen Stadt Westgeorgiens, es roch nach jugendlichem Laub. Das Hotel, in dem wir übernachteten, lag im schäumenden Grün der Parks, schon dicht genug, um die Geräusche des Straßenverkehrs nur als fernes Rauschen zu uns dringen zu lassen – als leises Gemurmel eines steten Ruderschiffs, durfte man denken, das die Strände des kaum hundert Kilometer entfernten Pontus entlangging und einen Ankerplatz suchte, als ununterbrochenes Flüstern Tausender Spaten und Schaufeln, durfte man träumen, auf langsamer Wanderung durch die kolchischen Fiebersümpfe zwischen der Stadt und dem Meer. Wir waren in der Hauptstadt der Kolchis, im Land des Goldenen Vlieses – wie sollten wir nicht, ehe wir einschliefen, die Argo ihr Segel reffen und heranrudern hören, das Schiff der Schiffe, mit dem die Helden der griechischen Mythologie das Ende der Welt angesteuert hatten, und wie sollten wir nicht das Wispern und Geraune der Nacht als unauflösbares Stimmengewirr der Arbeitsheere empfinden, die drei oder vier Millennien nach der Begegnung Medeas und Jasons die fieberstreuenden Dschungel der Kolchis in Orangenhaine und Teeplantagen verwandelt hatten, Helden anderer Art, doch auch sie von den Dichtern besungen. Das widerspruchsvolle Abenteuer des Lebens mit feineren Nerven genießend, die Trauer und das Glück der Welt auf dem Herzen, und auf den Lippen das Wort der Dichter – ich war der erste wohl nicht, den die Kolchis so einschlafen ließ. *Ach, wäre doch die Argo nie durchs dunkle Tor / der Symplegaden in das Kolcherland gelangt, / und wär die Fichte aus des Pelions Wäldern nicht / zum Ruder je geworden in der Helden Hand ...* Ist es Euripides' Stimme, die sich löst aus dem weit in die Zeiten gegliederten leidvollen Chor, der das Schicksal Medeas beklagt, als sei es das bittere jedes einzelnen der Choristen? ... *die Ebene flammt auf im Leuchten der Zitrusfrüchte, / als hätte das Meer seine Welle*

erhoben ... Aus dem unerschöpflichen Katalog poetischer Bilder, der neuen Kolchis gewidmet, ist es eins von Tizian Tabidse, der sie als eine seltsame Dunkelheit sah, vom Schwarzen Meer hergeströmt, die Pflanzungen Tees, und in ihrem Herzen die gelbe Goldamselschar, im Sonnenlicht Mandarinen? Sehnsucht beim Einschlafen, das riesige flache Land zu bewandern, das man von den Vorgebirgshügeln aus, die im Norden den Hohen Kaukasus vor Kutaissi verbergen, grün und endlos schwellen und wellen sieht, das Grün der Kolchis, die von der Stadt bis zum Spiegel des Schwarzen Meeres kaum zwei Meter abfällt. Drei Tage lang würdest du wandern und vier und fünf, es würde wärmer werden, brütende Schwüle, heiß, und das Klima Sumatras wäre es, das dir die Haut unterm Hemd näßt – »so etwas wie Neukaledonien – Sträflingsinsel«: würdest du freilich nicht mehr notieren können wie einstens Paustowski, der zu Beginn der dreißiger Jahre die Umgestaltung dieser Gebiete erlebte. Die Temperaturen in Kutaissi sind milder, die Träume in seinen Mauern sanfter als dort im Südwesten: von seinen Hügeln aus sieht man die Kolchis im Frühling und im Sommer als ein unvergeßliches Grün, Grün, Grün, Grün. In Kutaissi, dieses Grün auf der Netzhaut, doch über ihm und unbetäubt von grünen Duftwellen und irisierenden Halluzinationen, gerät man leichter ins Träumen, ins Schreiben, ins Fragen als in den blühenden Gärten, den glühenden Häfen, die man in der Ferne erahnt. In Kutaissi begann ich mit meinen Notizen, mit Sätzen, die ich am Abend zuvor beim Einschlafen vor mich hin gesprochen, geprüft und verworfen hatte – ich schrieb sie in mein Notizbuch auf der Brücke über den rauschenden Fluß Rioni, sein steiniger Grund zerteilte an manchen Stellen das Wasser, und plötzlich begriff ich, daß es der Phasis war, der legendäre Fluß aus den Schriften der Griechen, der mich mit trockenen Felsbänken grau und gleichgültig ansah: welche Prüfung! Ob Kutaissi wirklich die Hauptstadt des Königs Aertes gewesen und die Heimat der Frau, die ihren Irrweg durch Kunst und Poesie bis heute nicht endet, Medeas, der Liebenden, der Wahnsinnigen, der Georgierin – manche behaupten es und andere zweifeln es an. Doch

der Rioni, der Fluß, der vom Kaukasus her durch Kutaissi und dann durch die Kolchis fließt, unbezweifelbar ist es der Phasis der Alten, nach dem der Fasan seinen Namen hat, und die Hafenstadt Poti am Meer, auf die der Rioni zurollt. (In Poti vor zweitausend Jahren zeigten die Einwohner dem Abgesandten des römischen Kaisers Trajan einen alten eisernen Anker, den sie als Anker der Argo bezeichneten; Arrian zweifelte die Gerüchte über einen eisernen Anker an und glaubte den Anker der Argonauten in steinernen Stücken im Ufergeröll bei Poti gefunden zu haben – zweitausend Jahre oder mehr vor seinem Besuch an dieser Stelle geworfen: Seemannsgarn der Antike?) Doch, sentimentaler Reisender, es sei dir gestattet zu glauben, daß dort, wo jetzt das Kloster Gelati im hügeligen Hinterland Kuttaissis liegt, der mythische König Aertes seine verborgenen Gärten hatte! (Dein georgischer Freund wird ernst und entschieden nicken, wenn du solcherart kombinierst!) Ja, glaube es nur: Hier oben in Schluchten und Bächen hielt man nach alter Methode der Goldgewinnung das Fell ausgespannt, in dem sich die schimmernden Körnchen sammelten, das golden glitzernde Lammfell, das Goldene Vlies! (Dein georgischer Freund wird entschieden und ernst seinen Kopf schütteln, wenn du Zweifel zu äußern Lust zeigst.) Mythen und Blicke – in Kutaissi begann ich mit meinen Notizen und begann sie mit Fragen, auch solchen, die mein Gefühl mir verboten hatte, an die empfindlichen Georgier zu richten, die an Visionen und Theorien so reichen und diese mit jenen vermischend, und war bald bei der Frage: Wie von Georgien erzählen, wie von dem Land erzählen, das sogar flotte Globetrotter einen »spürbaren Rest von Scheu« empfinden läßt, der einen bei allzu neugierigen oder gar kritisch gefärbten Erkundigungen die Stimme zu senken zwingt, der einem den Stift oft zögern und stocken läßt? Blättere ich heute in der Vielzahl meiner Notizen, die einen in dieses Büchelchen ordnend, die anderen in den Kamin, dann will es mir scheinen, als hätte ich mir zu vieles auf eigene Faust und unberaten zusammengereimt, als wäre zu vieles mit dem Faden des bedenkenlosen Lyrikers genäht, gestrickt und gestickt. »Traum von

Georgien« wollte ich diese Seiten zuerst überschreiben – und nicht nur deshalb, weil sie wie eine ungezwungene Erzählung oder wie auch ein zeitgemäßer Filmschnitt oder wie eben der Traum überraschende Sprünge nicht scheuen und Wiederholungen. Ich sehe mich immer deutlicher in der Rolle jenes Jungen im georgischen Märchen, der seiner Stiefmutter einen Traum erzählt (auch Arabien, wird man bemerken, spielt in Geschichte und Kultur Georgiens hinein): »Hör, was ich geträumt habe: mit einem Fuß stand ich mitten in Bagdad, mit dem andern am Rande der Stadt; auf dem einen Fuß saß die Sonne, auf dem andern der Mond, und die Sterne hatte ich an den Händen und im Gesicht ...« Den Leser aber sehe ich in der Rolle der Stiefmutter, die den Traum besitzen will und den Jungen anfährt: »Du, gib mir sofort deinen Traum!« – »Aber das war doch nur ein Traum, wie könnte ich ihn dir denn geben?« – Der Junge bekam von der wütenden Stiefmutter Schläge um Schläge und wurde aus dem Hause gejagt. Möge dem Autor nichts Ähnliches widerfahren!

2

Wir lagen im grasigen Hof des Klosters Gelati bei Kutaissi und aßen Chatschapuri und Kirschen. Es muß dieselbe Stelle gewesen sein, wenn auch mit anderem Gras, an der um die Wende des Jahrhunderts Ernst Haeckel gehockt und die unter fließenden Wolken sich staffelnden Dächer des protoromanischen Münsters und das runde Käppchen des nicht allzu gedrungenen Rundturms gezeichnet hat oder aquarelliert: wie ineinandergeschoben die Teile des Baus, einem Kartenhaus ähnlich, rund um das kernige Grundmodell der kargen mittelalterlichen georgischen Kirche die, wie es scheint, nur locker hinzugefügten, hinzugestaffelten Anbauten – Kartenhaus? Aber wie haltbar!: das Monasterium und die Anlage rings, gegründet vor tausend Jahren von Dawit, der den Zunamen trägt: der Erbauer; gegründet als Kirche und Kloster, doch als Hochschule auch, »ein

zweites Athen«, wie des Königs Geschichtsschreiber mitteilt, und »dem ganzen Osten ein neues Jerusalem«. Als wir Abschied nahmen und Gelati durch eine seiner Pforten verließen, schritten unsere Füße – so wurde unserer Stimmung dringlich bedeutet –, schritten wir über ihn hin, über Dawit, den Fundator des »goldenen Zeitalters« der Georgier, der seither von uns als ungewöhnlich langer Mensch gedacht wird, mag sein, daß wir irren. Des Herrschers Wunsch, daß das Volk in Zukunft über ihn, seine Leiche, hinwegwandeln möge, sagt die Legende, wurde erfüllt: »Zwischen diesen zwei Torpfosten hier und der Länge nach liegt er begraben –!« Die Georgier wissen den sinnbildhaften Entschluß bis heute und zeigen die schmucklosen Steine, die uns die Seele in die tastenden Fußsohlen ziehen wollen: Alle Zartheit, schick sie nach unten, nach unten! – Das Volk besingt Dawit, den Erbauer des größeren Georgien, es singt den Sonnengesang uralter zoroastrischer Lichtreligion, es singt die heilige Nino an, die im 4. Jahrhundert das Christentum nach Georgien gebracht, es singt die Internationale, übersetzt im Jahre 1905 von Akaki Zereteli, dem Dichter des »Suliko«-Lieds.

3

Leicht stellt mein Gedächtnis die Fotos wieder her, die ich mit zwölf Jahren gesehen habe. Sie waren meiner Mutter geschickt worden von Soldaten, die aus dem Schwäbischen und aus dem Schwarzwald stammten und die bei uns am Rhein in Quartier gelegen hatten, unsere »Einquartierung«. Als die Fotos aus dem Osten kamen, waren einige von ihnen schon tot, auch der blonde Bauernsohn, den wir den »langen Hans« genannt hatten, um ihn vom anderen Hans zu unterscheiden. (Ich grübelte als Kind darüber nach, daß es nicht gut war im Krieg, so lang wie der lange Hans zu sein.) Der »kleine Hans« aber, heute Fuhrunternehmer nicht weit von Karlsruhe, schickte Fotos. Nein, es fällt meinem Gedächtnis nicht schwer, seine Fotos aus den

Jahren 41 und 42 zu belichten; sie müssen sich dem Kind scharf eingeprägt haben – die Bilder mit Gruppen von Gehenkten in Torbögen, unter Brücken, an hölzernen Ehrenpforten, die man sich leicht mit Blumen umwunden vorstellen konnte, einmal vor hell verputzten neuen Häuserblocks mit leeren Fensterhöhlen, über denen ein langgezogenes dunkles Dreieck, Spur des Rauches, die Form der züngelnden Flamme wiederholte, »Kiew« lasen wir auf der Rückseite dieses Fotos. Wir sahen sie hängen, nicht Männer in Uniform, was uns sehr wunderte, sondern in grobem, zerrissenem Zivil; Schilder trugen sie vor der Brust, mit einer Schrift beschrieben, die wir als Gekrakel empfanden. Heute findet man das eine oder andere solcher Fotos in Dokumentarwerken über den zweiten Weltkrieg, und vielleicht denkt der junge Leser, wenn er sie halb abwehrend betrachtet, es handle sich bei diesen Aufnahmen um Seltenheiten, bei gefallenen SS-Leuten, gefangenen KZ-Wärtern gefunden. Aber in Wirklichkeit gehörten Gehenkte, Exekutierte, einzeln oder in Reihen und Gruppen, zu den bevorzugten Objekten der zahllosen deutschen Fotoamateure in Uniform, und es müssen Hunderttausende solcher Fotos in den Schatullen und Alben Großdeutschlands gelegen, geklebt haben; der Sohn schickte sie den Eltern? der Ehemann seiner Familie? der Freund der Freundin?: Dokumente des »tollen Abenteuers«, in das man verstrickt war. Wie viele leere Quadrate, ach, in den Familienalben jener Zeit, seht sie euch an! Ich erinnere mich gut an die Bilder, die im Familienalbum fehlen, die herausgerissen wurden mit hastiger Hand, als es zu Ende ging, und ich erinnere mich daran, wie sich vorher schon die Motive des kleinen Hans plötzlich verändert hatten. Plötzlich war es der Frieden, der mit diesen Bildern ins Haus kam: Eine Eisenbahnlinie drehte sich schimmernd in ein fichtendunkles Tal, Bäche schossen in blumenreichen Wiesen über Steine und Stämme, Kühe wurden in ein Dörfchen getrieben von Soldaten, die wieder wie Bauernburschen aussahen. Es war eine Welt, eine Landschaft von der Art, die für uns identisch mit dem Begriff Schulferien war. Thüringen, Sauerland, Schwarzwald? Aber die

Mutter sagte: »Es ist der Kaukasus!« Und als die feldgrauen Fotografen auf Urlaub bei uns Station machten, erzählten sie: »Dort fühlt man sich wie zu Hause! Wenn es nur keine Partisanen gäbe ...« Zum zweiten Mal in unserem jungen Leben rückte meinem Bruder und mir Kaukasien ins Gesichtsfeld; das andere Mal war es Tiflis gewesen, das orientalische Tbilissi, das wir auf dem Dachboden in Großmutter's alten vergilbten Zeitschriftenbänden abgebildet gefunden hatten. Bald war es dann nicht mehr der Schwarzwald, der Vor-Kaukasus, bald waren es die Alpen, die Hänge des Elbrus – im Flohokino um die Ecke wieder andere, neue Bilder: Braungebrannte Gebirgsjäger – o Edelweiß! – stapften mit Skiern auf den Schultern bergaufwärts im Schnee und blickten mit knapper Kopfbewegung zur Seite, jungenhaft lachend zur Kamera hin, als spielten sie in einem Tirol-Film von Luis Trenker. Der Fels vor ihnen, hieß er nicht Matterhorn? Dann war es die Hakenkreuzfahne auf einem Berg namens Elborus oder Elbrus, den ich seit jener Zeit kenne. Hatte ich, das Kind, zu diesem Zeitpunkt es mir schon angewöhnt, das Verbotene zu tun und so lange am Radioknopf zu spielen, bis ich die Stimme von Radio Moskau oder Radio London hörte? Wenn es so gewesen ist, ich bin fast sicher, dann war die Nazi-Propaganda noch einmal mächtiger als diese leisen Stimmen, die ihren Weg durch Pfeifen und Gekreisch und Rauschen bis unter meine Bettdecke suchten. Der Tag, der die Nazi-Fahne auf dem Elbrus sah, hat sich mir eingepägt als etwas Strahlendes, Gesundes, Reines, Glanzvolles – der einzige Eindruck dieser Art aus dem fanfarenreichen Krieg der Nazis, den er bei mir hinterließ: weil er der letzte war? Bald nach diesem schneeweißen Tag – o Edelweiß! – löste sich die Welt für das Kind in etwas Teigiges, Dumpfes, Klebriges, schwadenartig Nebliches auf, aus dem zuweilen schmerzhaft Bildsplitter zukendes Licht warfen; Fotos von der Front wurden nicht mehr geschickt und Briefe immer seltener. Manchmal habe ich das Gefühl, als könnte zwischen dem Tag, da auf den zwei Gipfeln des Elbrus die Swastika-Flagge aufgezogen wurde, und jenem anderen, als auf dem Reichstagsgebäude die rote Fahne er-

schien, als könnte zwischen den beiden Tagen nur eine Woche gelegen haben. Mutet es die gequälten Muschkoten nachträglich auch so kurz an, die von den Alpen durch den Schwarzwald nach Norden, dann nach Nordwesten getrieben wurden: bis zu der Stadt, in der ich wohne, eine weiße Mauer vor Augen und spanische Reiter? Und wie lang wurde der Marsch nach Berlin dem Mann aus Georgien, dem Mingrelieer Kantarija aus den Gegenden südlich des Elbrus, der mit dem Russen Jegorow zusammen das Rot auf der Kuppel des Reichstages hisste? (Vor Ordschonikidse allein gaben 17000 Sowjetsoldaten ihr Leben.) Wir hätten ihn fragen können, vor kurzem, als er in Berlin war. Doch wir prüften nur sein Gesicht, das Gesicht eines Arbeiters nach wie vor, nach dem Krieg Brigadier in den Maisfeldern seiner Heimat, dann im Bergwerk, dann ein Zimmermann: der Ehrenbürger unserer Hauptstadt. Sein Gesicht war das meines alten Mathematiklehrers: unterm Kahlkopf, rasierte Glatze, die faltige Stirn, die klugen und melancholischen Augen, der heftig bewegte Mund (als wollte er etwas erklären, das nur er und kein anderer erklären konnte). Junge Zuhörer bildeten einen Kreis, Zuhörer in deutscher Uniform, siebziger Jahre – ich nehme an: sie verstanden Kantarija und verstanden auch, weshalb er ihnen mit vielen Worten und mit deutenden Handbewegungen zu erklären versuchte, der nun nicht mehr junge Mann aus der Kolchis, was sie schon wußten ... (Von 60000 Georgiern, die in den Krieg zogen, kehrten 30000 nicht zurück.)

4

»Likani«, sagte die Greisin (auf chinesisches?) und vollzog mit der Rechten eine Kreisbewegung über den zwei Kilometer langen Park hin, durch welchen das Rauschen des Mtkwari heraufdrang. Waren wir je in Tbilissi gewesen, im hupen- und stimmenreichen? Likani war ein Sanatorium ohne Lautsprecher, ehemals Besitz eines Zarensprosses, ihn und seine Besucher an den umrätselten Ländernamen Li-kani der alten Chinesen erin-

nernd, der für sie – wie für die Griechen die Kolchis – das Ende ihrer Welt bezeichnete: Hyrkanien. Die Greisin aber erschien uns als die geheime Herrscherin dieses Winkels, in dem man verschwindet, um unauffindbar zu werden für lästige Zuredner oder Frager. Herrscherlich überwachte sie die groß aufplatzenden Blüten des kunstvollen Gartens, fürstlich den Frühling von Likani und Novo-Likani. War sie wirklich nichts anderes als die Gärtnerin?, die weißhaarige Frau, pausenlos rauchend, die in einem dunklen Auto von einem Punkt zum anderen des Gartens gefahren wurde, wenn sie nicht nachdenklich auf ihrer Bank saß, in Träume oder Gedanken vertieft, die zweifellos ihrem Park, ihren Anlagen galten. Sie saß, rauchte, plötzlich pflegte sie aufzuspringen, dem Fahrer zu winken, ein Ziel zu nennen im weiten grünen Oval: die Klippe übern Mtkwari, den römischen Pavillon, das Pförtnerhäuschen – und war davon! Eine Gärtnerin? Nein, wurde uns raunend erklärt, eine berühmte Gartenarchitektin aus Georgiens Hauptstadt, die immer im Frühling das Jahr dieses Gartens programmierte, seinen Alltag und seine festlichen Überraschungen. Wir erfuhren, daß Architekten wie Gartenbaukünstler in Georgien oft zu ähnlichem Ruhm gelangen wie Dichter; wir fanden's gerecht. Jene Frau war eine Poetessa der Gartenbaukunst, ohne Zweifel, ihr Garten war ein Poem, an dem sie, Zigarette um Zigarette, weiterkomponierte, hier eine Strophe hinzufügend, dort einen Vers mit raschem, bösem Entschluß tilgend. An manchem Tag war es nur eine Kleinigkeit, die sich auf ihre Weisung hin im Park von Likani veränderte: Ein Baum wurde gefällt, ein schmales Blumenbeet gegraben, drei Steine an den Rand des Weges gelegt. Vor dem Haus, in dem wir wohnten, schien das Zentrum ihres großen Gedichts zu liegen: Gartenarbeiterinnen schnitten, gelenkt von den zielenden Gesten der Greisin, das niedere Gesträuch zu einem Ornament um, in dem man Buchstaben und Worte einer verschollenen Schrift erahnen konnte. Bildete im Kopf der ingeniosen Gärtnerin der ganze Park solch ein Muster, solch mäanderndes Schriftbild? War das kleine seltsame Beet ein Code für das Ganze? Ach, was rätselten wir? Die Gar-

tenarchitektin war nicht die Fee aus einem orientalischen Märchen, sondern »nur« eine der vielen ganz normalen, manchmal auf sprunghafte Weise, doch fleißig arbeitenden georgischen Frauen! Sie hatte in ihrer Kindheit wie die anderen georgischen Mädchen und wie unsere Grimms Märchen gelesen, Alice im Wunderland, Gullivers Reisen, Robinson Crusoe. (Zigarette.) Und wenn man sie nach ihrem Verhältnis zur georgischen Dichtkunst fragte, erhielt man die Antwort, die man so häufig in Georgien hört: »Rustaweli, den Recken im Tigerfell kannte die Großmutter noch auswendig ...« (Zigarette.) Wie alle Georgier, ausnahmslos alle, rief sie aus: »Galaktion Tabidse! Das ist Weltliteratur!« (Für Galaktion gäbe jeder Georgier alle anderen Dichter des 20. Jahrhunderts ohne zu zögern her, für den großen Symbolisten im Weltkreis der Yeats, Blok, Mallarmé, für den wirrbärtigen Trinker, der sich vor einigen Jahren mit dem Ausruf »Das Meer! Das Meer!« aus dem Fenster gestürzt hat, für den schwierigsten und volkstümlichsten georgischen Dichter unseres Jahrhunderts.) Sie überlegte, sie nannte uns Namen, sie sagte: »Von Leonidse das letzte Gedicht vor seinem Tod; es ist nur irgendwo in einer Zeitschrift gedruckt!« Und die weißhaarige, hagergesichtige Frau zündete an der alten Zigarette rasch eine neue an, blies zierlich den Rauch in die Luft und rezitierte, was sich im Georgischen reimt: *Diese Blumen hier welken / Die Hörner werden ausgetrunken / Die Hirsche auf den Bergen sterben / Die Wünsche verlassen das Herz / Im Alasani-Tal fällt von den Reben das Gold / Das Silber der Gipfel taut weg / Was in der Unsterblichkeit bleibt / Dessen Zeugen werden die Verse sein.* So sprach sie, die Gartenarchitektin von Likani, nach jeder Zeile an ihrer Zigarette saugend, langsam und sachlich, zarte Andeutung der Sterblichkeit ihrer Mühen, ihrer Arbeit, die sie so zögernd wie entschieden tat. Aus den engen Tälern rings um den Park hallten Hammerschläge und widerhallten: Nahe dem Flußufer zimmerten Bauern ihre Hütten an derselben Stelle wieder zusammen, von der das Frühlingshochwasser die alten vor wenigen Tagen weggeschwemmt hatte. Die Hammerschläge klangen uns wie heiter-überlegene,

helle Akzente, mit denen die relative Bedeutung alles menschlichen Tuns betont wurde, der Mensch auf versöhnliche Weise verspottet. »Likani«, ich schrieb ein chinesisches Wort in mein Tagebuch und, verführt von der Greisin und den Hammer schlägen im Tal, vier deutsche: »Wenn ich tot bin ...«

5

Beinahe, und es wäre vergessen worden: wir waren, Rainer Kirsch, Elke Erb und ich, nicht nach Georgien geflogen, um neue Wanderrouten auszukundschaften oder die Nachricht vom grandiosen georgischen Licht und der Deutlichkeit des georgischen Horizonts mit erholungsbedürftigen Augen zu prüfen. Nach längerem Hin und Her und Kreuz und Quer einiger Damen und Herren in den budenbrook-biedereren Amtsräumen eines Ministeriums in Tbilissi – die alten Büromöbel stauten sich dicht und begannen uns knirschend und knarrend einzukreisen und zu bedrängen: oh, rasch hier weg! –, endlich wurde aus einer Ecke ein zwanzig Zentimeter dicker Packen betippten Papiers auf den Schreibtisch geschwenkt – oh, rasch wieder weg! –, verschwand aus dem Raum, wurde wieder heringetragen und wieder hinaus, lag dann unter den bannenden Blicken des telefonierenden Ministers reglos, doch irgendwie sprungbereit, das KONVOLUT, wie wir's in den nächsten Wochen in unsern Gesprächen vorsichtig nannten: Georgische Poesie aus acht Jahrhunderten in deutscher Interlinearübersetzung, achttausend rohe Verszeilen barocker, klassizistischer, romantischer, expressionistischer, symbolistischer, realistischer Poesie, und wir sollten sie, Rainer und ich, in schöne deutsche Dichtung verwandeln – ich höre unsere Kollegen gehässig auf-lachen, ist es nicht so? Die Falle war zugeschnappt, wir blickten uns an wie betäubt. Wie gelang es uns, trotz unsrer Lähmung am nächsten Tag zu verhandeln? Die Verhandlung bestand darin, daß Rainer und ich mit ratlosen Gesten aufeinander ein-redeten, er mir einen Vogel zeigte, ich beleidigt auf die Dielen

hinabsah, er mich zu trösten versuchte, ich ihm die Freundschaft aufkündigte – die Szene wurde mit braunen träumerischen Augen beobachtet und begutachtet: schließlich wurden jedem von uns zweitausend Zeilen zugeteilt, nachzudichten in der bekannten Qualität, bitte, in zwölf oder dreizehn Wochen, das könnt ihr schaffen, nicht wahr? Als wir den Raum verließen, verwirrt und nicht recht bei Sinnen, hörten wir den Minister, ehemals Kulturoffizier der Sowjetarmee in Deutschland, wir hörten ihn leise sagen, als wollte er uns um Verzeihung bitten: »Sechzig große lebende georgische Dichter! Halten Sie das für möglich? Gibt es so etwas noch auf der Welt? Sechzig große Gegenwartsdichter und zwanzig aus den übrigen sieben Jahrhunderten ...« Zweitausend Zeilen, so stand's im Vertrag, doch wir konnten nach eigenem Gusto aus achttausend wählen, o Ruhmsucht, Krankheit der georgischen Männerwelt, die wir vielfach verletzten: zweitausend Verse – auch sie noch ein Pensum, das allein von der Menge her phantastisch schien und kaum zu bewältigen. (Doch ein Wunder geschah, und ich kann es nur erklären, andeutungsweise, indem ich ein Buch schreibe über Georgien, sein Licht, seine Luft, seine Gesichter und Worte, und über unsere Träume: es gelang mir wirklich, in diesem Land der Bankette und Feste so intensiv und so streng zu arbeiten wie niemals zuvor; die Entdeckung Georgiens und die Entdeckung meiner Leistungskraft fallen, einander bedingend, zusammen. Ein großes Erlebnis, nur traurig, daß ich es erst mit vierzig hatte ...) Die Anthologie ist gedruckt, man kann es lesen, vielleicht auch genießen, was wir an Frühstückstischen und Nachtkästchen in verschiedenen Teilen des Landes auf das Papier geworfen, oft in Gefahr, zu Computern zu werden, zu Übersetzungsmaschinen. Als wir das Ministerium in Tbilissi mit unserm Vertrag in der Tasche verließen, empfing uns auf dem Rustaweli-Prospekt der Faun mit dem bösen Blick, Schota, der Feund, und lauschte unserer Klage. Wulstig schoben sich seine Stirnfalten unter der Locke zusammen, was war ihm durch den Sinn gegangen?, schon zuckte sein Lästere-Mund. Schota zitierte freundlich grinsend eine Strophe aus

dem Napoleon-Gedicht des Romantikers Barataschwili: »Die Nebenbuhler – Napoleon sind sie widerlich: / Sollte einer auch mächtig sein und regierte weise / Kann ich dennoch ihn nicht dulden, und er muß kleiner sein / Werd mir das Grab zu eng, wenn irgendwo meinesgleichen lebt ...« Und wieherte wie ein Pferd und schüttelte seine Locke, wir verstanden ihn nicht: »Was soll das?« – »Georgien schätzt sie, die großen Männer! Also los!«

6

In Likani, in Borshomi im Surami-Gebirge (oder rechnet man den Ort schon zum meschetischen Kleinen Kaukasus, der das Armenische Hochland begrenzt?), im berühmtesten Bad Georgiens tranken wir das berühmte Wasser, das »Borshomi«; man bestellt es in Moskau nur in den besseren Restaurants und immer mit jenem leisen ehrfürchtigen Schauer, den in früheren Zeiten in Mitteleuropa die Wörtchen »Karlsbader Sprudel« hervorriefen. Wir traten aus dem Haus, schlenderten über eine schmale Wiese zu einer Bude, die an ein Pissoir erinnerte, und ließen es, das Borshomi, aus dem Wasserhahn in die gehöhlte Hand hineinfließen, wir tranken, so viel wir wollten. Tamunia stand dabei und erzählte uns triumphierend, da wir es schlürften, daß der Amerikaner für dieses etwas dumpf und faulig schmeckende, also ganz sicher gesunde Wasser manchen Dollar auf den Tisch legen muß, für das »Lebenswasser«, wie sie es drüben nennen; und sie gedachte ironisch des amerikanischen Touristen, dessen tiefstes Erlebnis in Georgien sich in den Ausrufen ballte: »Mein Gott, was ich dafür in New York bezahle! Und hier krieg ichs gratis!« In einem abgelegenen Tal, fern vom Kur-Betrieb – Haeckel kommentierte ihn vorzeiten mit der Notiz-Note »sehr gut!« und fand den Versand des Mineralwassers »vichy-ähnlich« organisiert – begegneten wir später den Türmen aus Flaschen, die auf ihre Abfüllung warteten in der kleinen Fabrik, Türme aus Flaschen, Türmchen aus Dollars.

Hier, im Park von Likani am Rande Borshomis, holten es sich die Bauern an der Quelle in Eimern; Lastwagenfahrer hielten Kanister unter den Strahl. Ob sie zu Hause mit Borshomi kochten? Ob sie sich darin badeten? Ob sie hofften, so alt wie die Leute in Aserbaidshan und in Abchasien zu werden, wenn sie nur genug davon trinken würden? Wir fragten es uns und suchten den Friedhof der kleinen Stadt. Aber das Thüringen Georgiens in der Mitte zwischen dem Westen und Osten des Lands, offenkundig war es nicht das verheißene Land der Hundertjährigen! Die Mehrzahl der Toten unter der bröckligen Erde war in den vierziger oder fünfziger Jahren ihres Lebens gestorben – trotz kohlenaurer Quellen. Oder waren es Kranke gewesen, wie sie ein Kurort anzieht? Denn schon seit undenklichen Zeiten bringt man seine kranken Eltern oder Geschwister in das fichtenduftende Tal. Lang ehe die feinen Dämchen im vorrevolutionären Tbilissi die Schirmchen schwenkten: »Auf nach Borshomi!«; lange bevor die Sowjetmacht an den Hängen und in den Schluchten Heime und Sanatorien bauen ließ für erholungsbedürftige Arbeiter, Bauern und Intelligenzler – kamen auf Bergpfaden kranke Bauern zu den Quellen gewandert, gruben sich Erdhöhlen für das Wasser, legten sich hinein, badeten, hofften. Aber ob einheimisch oder krank: Wenn einer neunzig geworden war, der auf dem Bergfriedhof des Ortes beerdigt wurde, dann war er, die Fotos auf den Grabsteinen und Grabhölzern zeigten es deutlich wie die Daten, ein seltener Vogel in diesem Landstrich gewesen, obwohl kaum hundert Kilometer Luftlinie weiter Abchasien begann, das Land des oft beschriebenen Männerchores der Hundertjährigen. (1969 waren von 470 000 Einwohnern der Autonomen Republik 300 älter als hundert, konnte man lesen.) Man müßte nur das Surami-Gebirge übersteigen, durchs temperierte Grün seiner Fichtenwälder wandern, das jenes schütterere Grün des kahlen Ostgeorgien scheidet vom prahlerisch-tropischen der westgeorgischen Länder; man müßte nur einen Zipfel der Kolchis durchqueren und die westlichen Hänge gewinnen des Kaukasus, schon stünde man im Reich der Hundertjährigen, ja! Wenn wir hier wohn-

ten, unterm aufragenden Felsen-Schild über Borshomi – wer es sieht, hat Angst, daß es bröckelnd plötzlich über die Stadt kippen könnte –, käme uns nicht zuweilen der Gedanke, umzuziehen nach dort? Und würden wir wirklich gern hundert Jahre alt? Tamunia begriff, wie es schien, das Altwerden als einen sportlichen Wettbewerb, unsere Zweifel als dekadent. Unter den Blicken Jossif Wissarionowitschs – im Herzen Likanis sein Bild – tranken wir vom Lebenswasser, auch um Tamunia nicht zu enttäuschen, die uns die Quelle wie ein persönliches Geschenk zu schmecken gegeben hatte. (Ernst Haeckel, als er vor achtzig Jahren das Fürstenbesitztum besuchte, schrieb ins Reisediarium: »... schöne Bilder! – sogar auf dem ›Locus papalis‹ feine Porzellan-Malerei von Odaliskens!« Wir fanden andere Bilder; schönere, mh? Die Schätze des Fürsten wanderten ins »Heimatmuseum« von Borshomi: kostbare Samoware, nickende Chinesen aus Porzellan, luxuriöse Möbel – wo aber sind die Odaliskens geblieben vom Locus papalis, die ermunternden für onanierende fürstliche Gäste oder den Hausherrn, wen stimulieren die Malereien heute, wer hat sie beiseite geschafft? Oder wurden sie Opfer berechtigter Volkswut?)

7

Doch die Reliquien durften wir sehen: zwei kleine hellgraue Schädel, fragile auf grünem Samt, unterm Glasdeckel die geweihte Konserve. Ach, das grüne Klaviertüchlein, das der Pope zurückschlägt, eifrig und zärtlich, wenn Sie ihn bitten: er lüpfte es stolz wie die Mutter, die uns die Kinder zeigte, ihre schlafenden Jungen. Die kleinen, die hellgrauen Schädel der beiden Brüder aus dem neunten Jahrhundert – eines der großen Heiligtümer Georgiens –, wir durften sie sehen, die heiligen und geweihten Gerippe der zwei Märtyrer-Brüder, die nicht abschwören wollten dem Christentum und in den Roten Fluß gestürzt wurden von den Arabern, hoch vom Fels, hier. Freilich, die beiden Lichtkugeln, Lichtkegel sahen wir nicht, die unten